

INHALT

Vorwort	5
1 Aufbruch	7
2 Phantasmagorie I	78
3 Gürtelbefunde	122
4 Phantasmagorie II	205
Nachwort	215

VORWORT

So eine Frechheit. Da lieben und schätzen wir Oliver Podesser jahrzehntelang als Folk-Barden und Ethno-Jodler, und jetzt überrascht er uns alle mit einem Roman. Noch dazu mit einem Titel geradewegs aus der Blues-Idiomatik, dessen Wortspielpotenzial bereits Mark Knopfler zu schätzen wusste. Vom Untertitel gar nicht zu reden, in dem kein Geringerer als der Meister aller Klassen und Zeiten des Songschreibens sich die Ehre gibt.

Bei soviel Affinität zu meinem eigenen musikalischen Koordinatensystem wundert es mich dann gar nicht mehr, dass auch die Welt, in der der Roman spielt, mir nicht so ganz fremd ist. Da stolpern milchbärtige Teenager ziel- und planlos durch die Gegend und versuchen dennoch verzweifelt, sich zu positionieren, im Spannungsfeld zwischen gut und böse, schwarz und weiß, cool und uncool. Oder auch zwischen Fiktion und Realität, Vision und Halluzination.

Steife Finger schrumpeln auf kalten Gitarren in unwirtlichen Fußgängerunterführungen, während Geschäftsmänner mit Seidenanzügen und rechten Zeitungen in der Tasche zielorientiert vorbeihasten und demonstrativ in die andere Richtung schauen. Vielversprechende Studien werden abgebrochen, respektable Elternhäuser brüskiert, und die Worte Bob Dylans sind

allemal relevanter als die des Nachrichtensprechers im Fernsehen. Und Geistesblitze für die Umsetzung des Marxismus in Lateinamerika sind wesentlich häufiger als Ideen zur Beschaffung des nötigen Kleingeldes für die längst überfällige Miete.

Da könnte man doch glatt seinen eigenen Werdegang schmunzelnd an seinem alternden geistigen Auge vorüberziehen lassen.

Ripoff Raskolnikov

1 AUFBRUCH

Begonnen hat das alles während meines Studiums, etwa im Jahre 1986.

Ich saß wie jeden Tag wieder in irgendeinem Café und begann, wie meist nach mehreren Zigarettenlängen, zu sinnieren. Ich hatte mich zu dieser Zeit an der Uni Graz viel mit Devianzforschung beschäftigt, also mit einem Fach, das sich den abgewandten Anteilen des Lebens widmet. Und plötzlich würde ich selber als ein Kandidat für gelebte Unsicherheit und Unschärfe mein soziales Leben betreffend dastehen? Bewusst oder unbewusst? Keine Ahnung.

Das fast fertige Studium der Psychologie hatte ich letztendlich im Kopf schon geschmissen. Was war ich schon? Ein junger unerfahrener Mann aus damals bestem Hause, mit zwei drei Gitarrenakkorden und einer Stimme zum Rindfleischschneiden. Was soll denn jetzt aus dem Buben werden, hat die Mutter wohl gedacht, das kann eigentlich nur in einem ordentlichen Schlammassel enden. Eigentlich sollte sie im Wesentlichen Recht behalten, bis heute. Das Einzige, das ich aufzuweisen hatte, war mein Glauben an eine Welt, die vieles zulassen soll und das menschliche Leben in all seinen Facetten erträglicher machen hilft. Ich war damals naiv, fasziniert vom freien Leben der Künstler, von der Möglichkeit, etwas Neues, Besseres zu schaffen. Es hat

sich nicht viel erfüllt von meinen Hoffnungen. Hätte ich damals im Detail gewusst, was da so auf mich zukommt, hätte ich vielleicht anders gehandelt. Aber nein, rein in die Vollen, koste es was es wolle. Andererseits hatte ich auch Glück, die späten 1980er-Jahre, wie sie heutzutage heißen, waren noch voll von Möglichkeiten der künstlerischen Gestaltung, da gab es eine Art fruchtbaren Boden, auf dem Menschen aus unterschiedlichsten Lebenslagen begannen, sich in der einen oder anderen Form künstlerisch zu artikulieren und Projekte, so versponnen sie mir heute vorkommen, zu verwirklichen und zu leben. Lehmöfen zu bauen war damals ziemlich in, diese auch zu verkaufen damals unmöglich, heutzutage wohl extrem ertragreich.

Mein Interesse für nicht in Schubladen passende Musik hatte bereits in der Schulzeit begonnen, ich begann Gitarre zu spielen. Pop und Rock konnten mich frühzeitig am Arsch lecken, ich hatte stets das Gefühl, dass dort nur der Stumpfheit und Borniertheit Vorschub geleistet wurde. Sicher, Rock'n'Roll hat eine Kraft, die heulenden Sänger und Gitarren haben auch was, aber den ganzen Betrieb rundherum hielt ich für total korrumpiert und er hatte für mich stets etwas mit Musik-Disneyland zu tun. Das Intime ging mir ab, es gibt auch wenige dieses Genres, die ihr Publikum direkt ansprechen. Bono von U2 vielleicht, oder Bruce Springsteen sind Ausnahmen. Komischerweise

liebte ich früh schon die Kölner Band »BAP« rund um Wolfgang Niedecken. Ich spürte, dass es möglich sein kann, im Dialekt große Dinge besser zu transportieren als auf Englisch oder Hochdeutsch. Ich mochte die Stimme und den Habitus von Wolfgang Niedecken.

Nur: Leider ist das nicht der Auftakt für einen Artikel einer Schülerzeitung aus den späten 1980er-Jahren. Nein, hier geht es schon um das richtige Leben.

Mein erstes großes Vorbild war freilich der Mann aus Duluth, der sich Bob Dylan nannte. Bei ihm hatte ich stets das Gefühl, dass etwas Großes passierte, ich war aber auch skeptisch. Die wenigen Plattenläden, die in Graz Musik dieses Genres anboten, wurden von mir leer gekauft. Es gab da den Plattenladen »Mecky« mitten im Herzen der Altstadt. Immer wieder strich ich vorbei und der Verkäufer, der für mich damals abenteuerlich aussah, zeigte mir immer freundlich, was es Neues gab. Er trug stets feine mexikanische Cowboystiefel und war des Öfteren mit den hübschen Hühnern beschäftigt, die in dem Geschäft, nicht nur wegen der Platten, vorstellig wurden. So hübsche Mädchen gab es damals nur beim »Mecky«, nirgendwo sonst. Die Hübschesten waren alternativ gekleidet und mit indischen Gewändern angetan, sie trugen im Sommer immer ›Hergottsschlapfen‹ mit langen Bändern, die um ihre herrlichen Knöchel gebunden

waren, meist waren die Haare mit Henna gefärbt. Einmal sagte der Verkäufer zu den jungen Frauen und auf mich zeigend in breitem oststeirischem Dialekt: »Des is a Foulker«, er betonte das ›ou‹ in dem Wort ›Folker‹ so wunderbar pointiert, »da brauchst di nix bemühen, bei dem san de Eier im Kapotaster von seiner Martinklampfen einbaut.« Abstrakte Stille meinerseits war die Folge. Ich versuchte zu erklären, dass ich leider das Geld für eine echte Martin, übrigens eine feine und teure Manufaktur für wundervolle Akustikgitarren, nicht beieinander hätte, jedoch fest am Sparen war, außerdem wusste ich damals noch nicht, was Eier mit Musik zu tun haben sollten, ich würde es später noch genau erfahren. Natürlich lachten sie mich aus, mich, das Greenhorn, mich, der sowieso keine Ahnung hatte, ich machte damals gerade die Matura. Aber ich hoffte insgeheim, dass eine von den Mädels mir vielleicht auf die Sprünge helfen könnte.

Just like a dog I was befriended, I was befriended
(Paul Simon)

Es gab damals nur LPs und natürlich Singles. Singles heißen heutzutage seltsamerweise Maxi, die CD war noch völlig unbekannt, und Single zu sein war damals auch noch kein Lebenskonzept. Für mich kamen sowieso nur LPs in Frage, da die Musiker meines

Genres in der Regel ihre Produkte als Gesamtkunstwerk ansahen und sich niemals mit ein paar Auskoppelungen zufrieden gegeben hätten. Das ist sogar heute noch so. Das Schöne an diesem Plattengeschäft war, dass die einzelnen Gattungen der Populärmusik damals noch als gleichwertig angesehen wurden. Jeder stöberte in seiner Kiste, und es wurde über Produktionen inhaltlich und auch musikalisch diskutiert, intellektuell nicht gerade hochstehend, aber man konnte über Vorlieben in der Musik noch heftig streiten. Damals dachte noch keiner ausschließlich darüber nach, ob man diese oder jene Produktion auch verkaufen kann. Das war irgendwie kein Thema, vielleicht aber der erste Fehler.

Die hübschen Mädchen standen leider damals immer auf verzernte Elektrogitarren, also hatte ich sowieso wenig Meter. Eigentlich war ich auch oft beim »Mecky« nur wegen der Mädchen. Wie gesagt waren CD und Lernvideos, wie es sie heute von fast jedem Künstler gibt, ziemlich unbekannt. Ich erwarb Folkplatten von amerikanischen Sängern und Instrumentalisten. Lichtgestalten wie Pete Seeger, Buffy St. Marie oder Joan Baez begeisterten mich. »I dreamt I saw Joe Hill last night«, erst Jahre später erfuhr ich, wer Joe Hill eigentlich gewesen war. Irgendwie hatte ich das Gefühl, dass die Entwicklung der Musik, wie sie anderswo auf der Welt passierte, bei uns in Österreich nicht vorhanden

zu sein schien. Ich war wie ein Junkie hinter dem obskuren Stoff her, der sich nur ungenau mit dem Begriff ›Folk‹ umschreiben lässt. Nicht einen billigen Abklatsch bereits ausgetretener Pfade zu bedienen, das hatte ich mir auf meine Fahne geschrieben, nein ich wollte etwas Eigenes schaffen. Die Fahne stammte übrigens gelegentlich auch von dem Bier, welches ich heimlich im »Schlössl« trank, um cooler zu wirken. Ja, das »Schlössl«. Der Name allein war niemals Programm. Die dort Zeichenden waren sich weder der Niederlage bewusst noch der Tatsache, dass diese erst kommen wird. Irgendwie gab es in diesem skurrilen Szenario ja eh keine Zukunft. Na bitte, wo kämen wir da hin? Was das »Schlössl« zu bieten hatte, war Bier, anständiger Kaffee und Weiber. Alles nicht zu knapp, *in the strict sense of the word*, wie der Engländer zu sagen pflegt. Einige von den Mädels trugen früher ganzjährig ziemlich kurze Röcke und dazu manchmal auch Stöckelschuhe in Rot. Das Beste, was diese Provinzstadt damals vorrätig hatte.

Es gab dort auch gelegentlich an Samstagen um elf Vormittags Livemusik, meist Hardrock oder auch Programme mit kritischen Singer/Song-Writern und Lesungen. Diese House-Ins waren sehr beliebt, vor allem unter den Schulschwänzern aus den diversen Gymnasien. Dort traf sich die intellektuelle Partie. Wer nur zufällig Kaffee oder Bier trinken wollte, wirkte an den Samstagen eher wie ein Fremdkörper, er störte das

hohe Niveau, zumindest so, wie wir das damals sahen. Hauptschüler und Lehrlinge waren nicht so beliebt, die selbsternannte proletarische Möchtegern-Partie wollte unter sich bleiben. Komischerweise waren die meisten von uns aus bürgerlichem Haus und brav wie Schnurrli, aber um keine marxistische Meldung verlegen. Meist wurde an der Bar großkotzig über Politik diskutiert, aber auch über Musik und Kunst oder Brotbacken. Die ›Performance‹ der anderen, neudeutsch gesagt, wurde eben als peinlich angesehen und konnte keinesfalls mit den Großen der marxistisch dominierten Bar Schritt halten. Es gab jedoch Tage, an denen sich die Dialektik selbst auf das glatte Eis zu bringen vermochte, nämlich dann, wenn das Geld knapp wurde. Auch im Marxistenzirkel musste für Bier, Kaffee und Zigaretten bezahlt werden, und die proletarischen ›Dünnbrettbohrer‹, wie die Lehrlinge genannt wurden, bekamen im Gegensatz zu uns Muttersöhnchen die Lehrlingsentschädigung. Deshalb wurden die Burschen, meist gegen Monatsende, sehr wohl zu den Diskussionsforen, also direkt zur Bar, zugelassen, natürlich mit dem Hintergedanken, dass das eine oder andere Getränk vielleicht aus den Mitteln des Lehrlingsentschädigungsfonds berappt werden würde. Heute nennt sich das frühere »Schlössl« seltsamerweise »Continuum«, vielleicht heißt es in ein paar Jahren wieder »Schlössl« oder sonstwie. Die Innenstadtwirte glauben oft, sehr kreativ sein zu müssen.

Schon damals ausgetretene Pfade waren: »Kannst du dir ein Rosa vorstellen, ein Rosa jenseits des Selben, ich verspüre ein Rot, in Gedanken war es stets bei mir, ich kann es nur erahnen, meine Niedergeschlagenheit verbietet es mir. Oh, wie lang erheben sich die Zeichen, ich kann sie nicht mehr deuten in dieser ungemeinen Zeit. Der Friede der Welt ist das Ziel, nicht durch Blut und Schmerz«, usw. Schwer pubertär war dieser Text für mein erstes Lied, das war im Jahre 1979, trotzdem gehört auch der zu mir. Ich spielte dieses Lied zum ersten Mal vor Publikum in der Pausenhalle meiner alten Schule. Ich habe nachgerechnet, das ist wirklich schon fast 30 Jahre her, ich glaub ich spinne, schauerhaft... Ich versuchte mich damals eher als Shouter statt als Sänger, brüllte meinen Zorn hemmungslos hinaus und malträtierte meine Gitarre dazu. Es war eine Ovation, die mir meine Mutter gekauft hatte. Die Menschen, vor allem die Mädchen – auf einmal hatte ich bei der Weiblichkeit Meter, da war ein süßes Mädsl mit einem schönen Mini dabei, mit feinen Beinen und einem geilen Arsch... – liebten es so, dass ich es beim Schulschlussgottesdienst nochmals, künstlerisch gesehen gottlob zum letzten Mal, zum Besten geben durfte. Schade nur um die alte Ovation, ich habe sie später aus Geldmangel verkauft, heute würde ich einiges für diese Gitarre geben.

Die Interpreten aus der Wiener Alternativszene waren für mich von Anfang an sehr interessant, ich

war gerade 19 und beim Bundesheer. Reinhard Liebe und seine Leute, Sigi Maron, Fritz Nussböck oder die schrägen Jungs von Misthaufen, um nur einige zu nennen, Dichter wie Artmann, Rühm und Jandl. Aber die Aufzählung von Namen, die man eh kennt, interessiert hier wahrscheinlich keinen.

Zwei Akkorde, Woody Guthrie brauchte oft keinen dritten, meine Großmutter beim Gstanzlsingen auch nicht. Wofür dann?

Musik ist ein schweres Pflaster, Musik zu erlernen fühlt sich zuweilen wie ein nicht ganz getrockneter Liegegips an, Musik in die Form zu bringen wie ein Sauerstoffzelt, und etwas wirklich gut zu interpretieren hat etwas mit Wollust zu tun. Ich war stets Autodidakt, *learning by drinking* oder so. Es war anfangs sehr mühevoll, die Gesetze, die in der Musik gelten, für mich erahnbar zu machen, sie zu verstehen dauert eigentlich bis heute an. Es gibt aber so derartig viele Möglichkeiten des Ausdrucks, dass man nicht unbedingt gleich auffällt, auch wenn man keine Ahnung hat. Für mich war eigentlich immer der Klang wichtig, wie die Melodie sich entwickelte war zweitrangig. Wie ein Instrument wirklich klingt, welche Spieltechnik verwendet wird und welche Emotion dann überkommt, ist für mich beim Musikmachen bis heute besonders relevant. Aber beginnen wir mit dem *basic level*. Willst du eine Runde mitfahren?

Nun hatte ich das freie Leben, genau dieses, das muss so um 1990 gewesen sein. Aber es können sich nur wenige vorstellen, wie so ein Leben das Individuum einschränkt. Devianz im alltäglichen Leben ist das Thema. Sex, Drugs und Rock'n'Roll, so stellen sich die Kleinbürger vor, dass Künstler leben, ich habe auch keine Lust mehr, irgendwem das Gegenteil zu beweisen. Aber eines sei gesagt: Ein bisserl was ist immer gegangen!

Es war kaum möglich, über die Runden zu kommen, auch wenn man seine Miete zahlen konnte, und ich wundere mich bis heute, dass sich das ausgegangen ist. Ich versuchte, Abwehrstrategien gegen die so genannten Normalbürger zu entwickeln. Ich mied Baumärkte und Einrichtungshäuser, als wären sie die Vorhölle, versuchte mit diversen Jobs von meiner eigentlichen Profession abzulenken und gab mich bieder-arrogant. Zur Sicherheit soff ich nur in Lokalen, wo ich glaubte, dass der Wirt Kommunist war oder zumindest gewesen sein könnte, was für eine naive Vorstellung, und hatte die bürgerlichen Attitüden meiner Eltern satt. Ich hasste diese Vorstellung vom Leben und ich hasste mich für meine Verstocktheit. Später wurde mein Verhältnis zu Elternhaus und Gesellschaft immer verdrehter, ich verspürte immer weniger Lust auf Anpassung. Auch mein künstlerisches Umfeld wurde immer schräger, ich lernte diesen in die Jahre gekommenen Schauspieler

kennen. Er war so ein richtiger Kauz und ich liebte ihn dafür. In einigen Programmen standen wir gemeinsam auf der Bühne, doch dazu später. Ich spielte in einer damals relativ hippen Formation die Irish Bouzouki und Mandoline, verdiente auch etwas Geld, konnte aber gar nichts bewegen. Wir hatten es sehr bald geschafft, die gleichen rigiden Strukturen zu generieren, die wir insgeheim ablehnten. Bravo Burschen, ganze Arbeit. Irgendwie spürte ich die Enge, ich hatte ständig das Gefühl, im künstlerischen Ausdruck stranguliert zu werden. Ständig tauchten neue Leute auf, die noch besser, noch schneller und weiß Gott was noch alles waren oder sich besser durchsetzen konnten. Es war ein stetes Hinterherhinken, der sich jährlich wiederholende Verteilungsschlamassel, in den man automatisch hineingeraten musste, ermüdete mich. Ich meine mit ›Verteilung‹ die Möglichkeit, irgendwo auftreten zu dürfen, bezahlterweise versteht sich.

Ich spielte damals, wie gesagt, hauptsächlich akustische Gitarre, diese Irish Bouzouki, die außer dem Namen und der Anzahl der Saiten nichts mit Griechenland zu tun hat, Mandoline und auch Mundharmonika, die auf einem Gestell eingeklemmt war, so ähnlich wie ich selbst. Einfache Musik, vielleicht wäre ich besser Straßenmusiker oder Professor für Philosophie geworden. Ich liebte die Ursprünglichkeit, das Primitive erschien mir geschliffener als so manches Schwert. Man kann mit drei Akkorden, ›zerschneide-

technisch gesehen, einfach besser Befindlichkeiten akzentuieren und bewerten. Proteste gegen gesellschaftliche Verwicklungen abgeben oder das Hinausschreien von Botschaften, es war einfach leichter möglich. Irgendwie sind die Hip-Hopper und Rapper die wahren Nachfolger der Protestbewegung der Sechziger. Ob drei Akkorde auf der Gitarre oder Beats von Vinyl gepaart mit kritischen Texten, wo ist der Unterschied? Erlebte Sätze sind es, die das Kraut in dem Fall fett machen. Als »die noblen Wilden« kann man vielleicht jenes Konzept subsumieren. Und nun weiter zur nächsten Runde, zum *advanced level*.

In meiner Umgebung schienen alle Menschen glücklicher, zufriedener und sonst irgendwie gesetzter zu sein als ich, das gilt eigentlich bis heute. Die meisten hatten doch irgendwann ein Studium absolviert, einen Job bekommen oder eine Familie gegründet. Viele, die etwas jünger waren, verbuchten Erfolge, von denen ich nur träumen konnte, obwohl sie schlecht waren, künstlerisch gesehen. Ich lebte als frei herumlungender Vollkoffer so vor mich hin. Ich versuchte später noch, mein fast fertiges Studium abzuschließen, konnte jedoch nie genug Geld aufbringen, um Freiräume zu erzeugen, sodass ich mich wirklich darauf konzentrieren hätte können. Es gab auch manche, die im künstlerischen Bereich wirklich erfolgreich wurden, deren Karrieren wie auf Eisenbahnschienen liefen, und die mit traumwand-

lerischer Zielsicherheit von Erfolg zu Erfolg sprangen. Meist waren das Kinder von Künstlern oder von Medienleuten. Es dauerte für einen Nicht-Protegierten eben wesentlich länger, um sich durchzusetzen und Frischluft zu erlangen. Wie jeder anständige Künstler ärgerte ich mich über die Erfolge der anderen, traf ich jedoch irgendwo einen, gab es beinahe orgiastisch wirkende Begrüßungsszenen – eigentlich schräg.

Das mit den Freiräumen ist auch so eine Sache, weil so etwas logischerweise nur auf wirtschaftlich gesetzter Basis funktionieren kann. Natürlich können sich manche Kollegen einmal auf ein Jahr zurückziehen und an einem Projekt feilen, weil sie von irgendwo unterstützt werden, oder sie gehen plötzlich auf eine Reise, um Horizonte zu erweitern, mir war und ist das leider nicht möglich. Andererseits bin ich niemandem Rechenschaft schuldig.

Ich lebe ständig in Geldschwierigkeiten, eigentlich immer schon. Dieser Zustand ist für mich so normal wie Zähneputzen. Waren es früher Autoreparaturen oder Wohnungskautionen, hauen mich heutzutage eben Steuer oder Sozialversicherung in die Pfanne. Wie kann ein Begriff existieren, der sich Versicherung nennt, letztendlich jedoch Verunsicherung bewirkt? Würden Steuerberater in Indien leben, gehörten sie einer unberührbaren Kaste an. Diese Kerle sind mindestens genauso schlimm wie Briefträger und Polizisten, haben aber mehr Einfluss und sind überbezahlt und

unnötig. Mir sind mittlerweile Finanzbeamte lieber, die sagen gleich, was sie wollen und haben oft einen guten Schmah, vielleicht weil sie selbst wissen, dass sie nerven und sich damit abgefunden haben dürften, so ähnlich wie städtische Totengräber.

Aber ich liebte halt die Musik, träumte permanent von neuen Programmen, war voller verrückter Ideen, und im Nachhinein betrachtet hätte ich mir selbst mehr vertrauen sollen, um Dinge, die mich bewegten, umzusetzen. Ich hatte viel zu viel auf die Meinung der angeblichen Experten gegeben und bekam dadurch kaum frische Luft, kreativ gesehen. Der Kunstbetrieb war, damals wie heute, für mich der größte Verrat an der Menschheit, eigentlich schlimmer als die Religion, und es scheint, als gelte immer das gleiche Prinzip: Diejenigen, die Macht und Geld besitzen, bestimmen auch, was Kunst ist, und diese Kunstdefinition wird dann durch Verleihung von Preisen, Subventionen und andere Zuwendungen dokumentiert. Irgendwie korrumpiert und verlogen, die ganze Partie, gleich wie die Steuerberater!

Ich erinnere mich, dass ich damals relativ fleißig übte, vor allem die Mandoline hatte es mir angetan. Gerne hätte ich Bühnenmusik für das Theater gemacht, jedoch nahm kein Mensch die Dinge, die ich machte, ernst. Das lag bestimmt auch daran, dass Musiker für

die meisten Menschen keine Berufsbezeichnung, sondern eher ein Schimpfwort ist. Zusätzlich erschwerte meine Arbeitsweise die Umsetzung solcher Pläne. Ich versuchte stets, spontan aus dem Bauch heraus zu musizieren, Proben waren für mich immer schon eine mühsame Sache, da mir geprobte Dinge stets glanzlos erschienen. Zugegebenermaßen war es auch so, dass wir Burschen immer knapp bei Kasse waren und teilweise unseren finanziellen Verpflichtungen nur sehr schleppend nachkommen konnten, andererseits erlaubten wir uns, zechend und laut brüllend nächtelang in obskuren Lokalen herumzuhängen.

Ich erlernte die Technik der Fingerstilgitarre, eine Gitarrentechnik, bei der die akustische Gitarre mit den Fingern gezupft wird, hörte hauptsächlich englische Gitarren- und Lautenmusik und las tonnenweise junge österreichische Literatur, später amerikanische Literatur der Beat-Generation, welche harte Mischung, fürwahr. Das Kapitel Gitarre war für mich als Autodidakt ein Mysterium, eine große Sache, etwas, das meine größte Hochachtung und Aufmerksamkeit in Anspruch nahm. Es gelang mir jedoch nie, eine allzu große Fertigkeit auf diesem Instrument zu entwickeln, und so begann ich, aus der Not eine Tugend zu machen, sammelte im Laufe der Zeit seltene oder historische Musikinstrumente und versuchte, denselben magische Sounds und Klänge abzutrotzen. Ich besaß

zwar auch elektrische Instrumente, genau genommen nur eine Telecaster von Fender in Schweinsrosa, wurde damit jedoch nie wirklich warm. So kamen über die Jahre Drehleiern, Bouzoukis, Mandolas, seltsame Flöten und andere ausgefallene Blas- und Saiteninstrumente in meinen Besitz. Die Leute und auch die Kollegen glaubten wohl, dass ich verrückt sei. Im Laufe der Zeit wurde ich auch immer pessimistischer, und das verblüffte damals sogar die Szenefreaks.

Heute finde ich, dass die Fingerstilszene nach mühevoller Blüte in den 80ern eher hausmeisterliche Attitüden bedient und humorlos noch und noch einen Wechselbass akklamiert. Ich mag diese Sachen trotzdem ganz gern, auch wenn diese bieder geworden sind. Die Situation, in der ich mich befand, war zwar ernst, dafür aber aussichtslos, Studium abgebrochen, die Versatzstücke längst vergangener Zeiten liebend und von einem chronischen Idealismus geprägt. Das musste zwangsläufig zu Reibungspunkten mit der Gesellschaft führen.

Egal, jedenfalls begann ich so um die 80er-Jahre, nach Tönen zu suchen. Es gab in Graz nur wenige Fingerstilgitarristen, ich bewunderte sie. Ich war damals noch ein blutiger Anfänger, John Renbourn, Luka Bloom und Bert Jansch spielten großartig, oder auch Werner Lämmerhirt. Ich hörte oft die Lieder

von Richard Thompson, die Gitarren von Leo Kottke und Pierre Bensusan, oder auch Blind Blake, Son House oder Robert Johnson. Ich glaube, meine Freunde konnten mit all den Namen nichts anfangen, eigentlich konnte kein Mensch damit was anfangen, weil kaum jemand diese Musik kannte. Ich wollte was Eigenes, ich wollte nicht so klingen wie ein anderer, obwohl die Verführung groß war. Es gab aber dann etwas später in Graz andere Zirkel, die mit Volksmusik, Jodeln und Gstanzln ihre Freude hatten. Diese Partie und das, was sie zum Besten gaben, das lag mir zuerst ziemlich fern, allerdings fand ich sukzessive Gefallen an dem, was die da machten. Ich kann es nicht anders beschreiben, die Tradition okkupierte mich, ich saugte und ernährte mich plötzlich, kreativ gesehen, fast ausschließlich davon. Eigentlich bis heute! Am liebsten unterhielt ich mich damals mit Menschen, die zum Teil nicht von dieser Welt waren, jedoch ganz den Vorstellungen meiner Welt entsprachen. Wenn ich das heute überlege, waren diese Typen ziemlich genauso heimatlos wie ich. Gut, ich hatte ein funktionierendes soziales Umfeld und auch Freunde, innerlich kann ich heute den damaligen Zustand nur als kalt und unberechenbar beschreiben, musikalisch jedoch als höchst ergiebig. Ich begann, Philosophie zu studieren und hielt es gerade einmal zwei Semester aus.

Aber ich wollte ja Künstler werden, schon vergessen? Na, wie das schon klingt. Kunst kommt nicht

von Wollen, sonst müsste diese Gattung ›Wunst‹ heißen, der Begriff stammt eben von dem schönen Wort ›Können‹ ab. Wie gesagt, Kunst, nicht Wunst, und nicht einer von diesen verdammten Nachahmern, die mir bis zum heutigen Tag zum Halse heraushängen. Es musste etwas Eigenes und Individuelles her, nur wie sollte man es anstellen ohne allzu große Fähigkeiten, also doch ›Wunst‹, aber voll von Idealismus, also ›I-Wunst‹, oder doch vielleicht eher ›K-Wunst‹?

Wann bist du ein Künstler, ab welchem Zeitpunkt? Vielleicht ist dieser Terminus nur ein zynisches Konstrukt und als Berufsbezeichnung gar nicht vorgesehen? Kein Mensch konnte mir je schlüssige Antworten geben. Es ist wohl eine Art der Besessenheit, die sich logarithmisch weiter potenziert, verliert, interpretiert und so die Möglichkeit hätte, zu radikalieren. Natürlich in dem Sinn, dass man eine Sache zu den Wurzeln verfolgt. Mit dem Wurzelziehen gab es für mich schon in der Schule Probleme und auch später bei Zahnärzten. Übrigens waren freie Radikale damals wesentlich unbeliebter als heute.

Eine befreundete Keramikerin hatte sich einmal als Sekretärin bei einer Versicherung beworben. Als sie vom Personalchef bei der Einstellung nach der Anzahl ihrer Anschläge pro Minute gefragt wurde, antwortete die Gute mit Rehaugenblick, ob die Firma nach einer Sekretärin oder einer Terroristin suchen würde. Ratet mal, ob sie den Job wohl bekommen hat?

Ich hatte damals die Chance, ein Konzert eines großartigen englischen Gitarristen zu hören, dieses Erlebnis hat mich für die nächsten Jahre und bis heute dermaßen beeindruckt, dass ich sehr oft daran gedacht habe, den ganzen Rödel zu verkaufen und Marketingleiter bei einer Bierbrauerei zu werden. Heute sehe ich vieles etwas differenzierter. Dieser Gitarrist ist mittlerweile ein liebgewordener Freund und Kollege. Leider habe ich nur wenig Kontakt zu ihm, er ist noch immer der großartige Musiker und – für mich – der Fineliner der akustischen Gitarre schlechthin.

Zu dieser Zeit spielte ich noch immer in dieser Band, die Erfolge hielten sich in Grenzen, und mir wurde die Mittelmäßigkeit unseres Tuns schmerzlicher bewusst denn je.

Ich merkte auch, dass die Herausforderung der frühen Tage nicht mehr gegeben war, die Arroganz der Kollegen dafür umso stärker. Es hatte sich das soziale Leben insgesamt geändert. Die Next Generation betrachtete Musik nicht mehr als eine Aufgabe für das Leben, also als einen ständig sich bewegenden Duktus der Erfahrung und Ergänzung, sondern orientierte sich eher an billiger Hupfdohlenmusik, Hauptsache man kann abtanzen und abfeiern. Disco und sonstige Ableger fanden reißenden Absatz, je simpler desto besser, *cover for cover*, wichtig ist, was im Radio gespielt wird, dafür trugen die Mädchen sehr oft Stringtangas und Miniröcke mit High Heels!

Wer schreibt heute noch eigene Lieder? Kein Mensch! Es will sie ja auch keiner hören. Diese Situation ist eigenartig, in allen Bereichen des Lebens werden Neuerungen gefordert, neue Bücher, neue Bilder, neue Filme, nur in der Musik bleibt alles so, wie es war. Nichts ist schöner, als zu den uralten Hadern der Stones, zu Elvis oder zu den Philharmonikern zu feiern. Und immer die gleichen Stücke, die hundertste Neuaufführung irgendeiner Oper und die achtzigste Europatour von Udo Jürgens. Gott, kann Musik fad sein, ich glaube ich gehe jetzt schlafen, aber bitte mit S(F)ahne! *But, simple is not easy.*

Ich ortete einen differenzierten Zugang. Die Normen der ausgehenden 90er-Jahre produzierten damals schon den Prototypen des von der Marktforschung vorher berechenbaren Menschen, wie wir ihn heute haben. Es gab das kritische Potenzial einfach nicht mehr, oder es war zahm geworden. Durch einschneidende politische Maßnahmen waren die Werte meiner Generation plötzlich noch weniger gefragt als noch vor zehn Jahren. Die Jungen waren einfach nie in Hainburg oder Wackersdorf gewesen, kannten nichts von den großen Friedensdemonstrationen in Wien und anderen Städten, und ein Ostermarsch hat wohl für die meisten etwas mit der katholischen Fleischweihe zu tun. Fragt man heute eine 20-Jährige, ob sie wisse, was die ›Emma‹ ist, wird man wahrscheinlich oft

ahnungslose Blicke ernten. Manche würde vielleicht auf den Vornamen ihrer Tante tippen, Tanten heißen Emma, und Möwen sehen aus, als ob sie Emma hießen! Ich hatte immer an Veränderungen durch kollektives Ablehnen mancher Dinge und Ideen geglaubt. Nehmen wir an, nach dem Untergang der Exxon Valdez im Jahr 1989 hätte niemand mehr bei ESSO getankt – ob es die Firma ESSO heute wohl noch gäbe? Das soll nicht als Aufbau von Feindbildern verstanden werden, eher als Ausdruck einer Gesinnung. Ach, die Gesinnung, welch rares Gut! Sie scheint so scheu wie ein junges Reh und ist doch starr und unversöhnlich, es hat eben etwas mit Sinngebung zu tun. Durch welchen gedanklichen oder historischen Hintergrund das eigene Dasein die Färbung und die Note erhält, die das Individuelle am trefflichsten definiert, hat in bedeutendem Maß einen Einfluss auf Erfolg oder Misserfolg der ›Mission Leben‹, finde ich. Irgendwie schien mein Schicksal besiegelt. Das meiste, das ich kulturell oder sozial gesehen für gut und erhaltungswürdig erachtete, ist über die Jahre mehr oder weniger klein und unbedeutend geworden oder gänzlich verschwunden, Dinge, die mir stets widerstrebten, groß und wichtig. Das klingt vielleicht etwas pessimistisch, ist aber leider wahr. *Mission impossible?*

Nie vergessen werde ich den extremen Rechtsruck der österreichischen Innenpolitik zu Beginn der 90er,

das Großwerden einer Partei, die sich nie ganz von den faschistischen Wurzeln lossagte und dadurch die Politik dermaßen konservativ eingefärbt hat, dass auch die so genannten linken Parteien weiter nach rechts gegangen sind. Mir war klar, dass eine Rückbesinnung auf die Werte der 60er-Jahre kommen musste. Ich lernte zu dieser Zeit ein Ehepaar aus Wisconsin kennen. Sie spielten gemeinsam in einer wunderbaren Country-Swing Band und verhielten sich abseits der Bühne sehr seltsam. Sie schienen regelrechte Rituale des Zusammenlebens zu haben; wer beispielsweise zuerst beim gemeinsamen Sex einen Orgasmus hatte, musste am nächsten Morgen Frühstück machen und den Junior baden, wer mit dem Hund spätnachts äußerln ging, durfte dem anderen vorschlagen, eine Flasche Wein zu trinken. Man braucht in diesem Zusammenhang wohl nicht erwähnen, dass Sims, der Ehemann, meist Frühstück machte und mit dem Hund ging. Sie hatten die 68er-Attitüde so schön drauf, waren aber liebe- und respektvoll zueinander. Ich hoffe, es geht ihnen immer noch gut.

Irgendwie war und ist die Rückkehr der Machos und der Rüpel ungebremst. Sie waren wohl immer da gewesen und äußerst aktiv, wahrscheinlich habe ich mich lediglich verweigert. Diese Kerle, unabhängig vom Geschlecht, sind ja auch noch stolz darauf.

Ich bekam damals immer größere Probleme mit meinem Elternhaus. Für mich waren diese Jahre der

Gipfel an Konservatismus. Meine Eltern umgaben sich mit hochrangigen Kapitalisten und anderen einflussreichen Menschen. Sie hatten es ja auch geschafft, jeder vernünftig denkende Zeitgenosse hätte diese Entwicklung begrüßt, ich konnte diesem Spuk nichts abgewinnen.

Low down#1

Ich hatte mir wieder einmal Bob gegeben, es war ein ruhiger Sonntagabend, er war großartig. Er war genau das, was ich mir damals unter einem Künstler vorstellte. Er hatte einfach alles, sein einfach strukturiertes, aber effektives Gitarrenspiel und die Texte. Das waren Songs, bei denen mir stets Hören und Sehen verging. Ich stellte mir vor, wie er, eingehüllt in einen schweren Mantel, durch die 5th Avenue zu seiner Stadtwohnung ging, sich im fahlen Glanz einer Kerze eine Zigarette drehte, ein Glas Wein trank und zu schreiben begann. Ich war auch sicher, dass er einen offenen Kamin besaß, den er mit selbst gespaltem Holz befeuerte.

Zu dieser Zeit war mir alles Moderne und Praktische im höchsten Maße suspekt, immer öfter dachte ich daran, mein Leben neu aufzubauen und zu strukturieren. Immer stärker zog es mich aufs Land. Das war natürlich nicht nur die Marotte eines Großstadt-